



Kirche auf dem Land.

Eine Fortschreibung

Vortrag beim Besuch im Kirchenkreis Aurich

02.02.2013

Es gilt das gesprochene Wort

Wissen Sie wo Osterbruch liegt? Sicher kennen Sie Völlen? Aber haben Sie schon einmal von Schwindebeck gehört oder Kröte oder Lunsen? Ich kannte alle diese Orte vor zwei Jahren nicht. Wenn man von Niedersachsen spricht, dann fallen den meisten Menschen die größeren Städte ein: Hannover, Osnabrück, Lüneburg oder Göttingen. Vielleicht auch Emden, Aurich, Jever. Mit den kleinen Orten, den Dörfern ist das schon schwieriger. Doch wenn ich über „Kirche auf dem Lande – Kirche in guter Nachbarschaft“ spreche, dann beginne ich mit dieser kleinen niedersächsischen Landeskunde.

Dörfer und die Landbevölkerung, die in ihr wohnten, die hießen im Lateinischen „paganus“. Und man bezeichnete mit diesem Begriff all jene Menschen, die nicht-christlich oder nicht-jüdisch waren, Heiden. Pagan. Noch im heutigen Fremdwörterbuch finden Sie unter dem Eintrag pagan: heidnisch, religionslos.

Bei meinen Besuchen, die ich seit nun fast zwei Jahren in Niedersachsen gemacht habe, erschien mir das Gegenteil der Fall zu sein. Meist hatte ich den Eindruck, in den Dörfern finde ich mehr Menschen, die religiös sind und sich zum christlichen Glauben bekennen als in den großen Städten.

Das Christentum ist in den Städten der Antike groß geworden. Einige dieser Städte fallen uns sofort ein, wenn wir in die Bibel schauen. Paulus schreibt meistens an Christen, die in Städten leben. In Korinth, in Rom, in Philippi oder in Thessalonich. Man kann das auch in den schönen Landkarten in der Innenseite der Umschlagklappe der Bibel sehen. Dort findet man die wichtigsten Orte: Natürlich Jerusalem, Ephesus, Rom, Athen. Das waren meist keine Städte der Größe, wie wir sie heute kennen, mit Millionen Einwohnern. Aber es waren keine Dörfer mehr. Oftmals

große Ansiedlungen mit vielen Tausend Einwohnern. Für Rom, Athen, Jerusalem sogar deutlich mehr.

Groß geworden ist das Christentum in den ersten Jahrhunderten in den Städten, richtig. Doch zuerst war die Gefolgschaft um Jesus eine Landbewegung. Es war die Landbevölkerung, die ihm folgte. Es waren Fischer vom See Genezareth, auch Zöllner und Kleinbauern. Deshalb war die Bezeichnung des paganus eigentlich auch falsch. Die Menschen, die mit Jesus herumziehen, verstehen seine Gleichnisse, die oft Bilder der Landwirtschaft benutzen. Erst als Jesus gestorben ist und es keine persönliche Wanderschaft mehr gibt, sondern von ihm in Briefen und Geschichten erzählt wird, gründen sich Gemeinschaften in den Städten.

Jesus selbst stammte aus einem Dorf und die Geschichten, die aus seinem Leben erzählt werden, sind meistens Begegnungen in kleinen, unbedeutenden Ortschaften. Fast scheint es so, als vermeidet er regelrecht die großen Städte in Galiläa. Für ihn wäre es als Handwerker ein Leichtes gewesen in Tiberias Arbeit zu finden. Das war eine neugebaute Stadt, herausgestampft vom Kaiser. Doch meist hält Jesus sich in kleinen Orten an der Nordseite des Sees Genezareth auf. Ein Stadtflüchtling. Und in der Stadt, der einzigen großen, die er aufsucht, Jerusalem, stirbt er. Die ersten Christen sammeln sich in Jerusalem und entlang der Handelsstraßen entstehen christliche Gemeinden in den Städten. Das Christentum wird städtisch.

Unsere Situation heute ist kurz gesagt: das Christentum in den Städten kommt zunehmend in eine Minderheitensituation, während die Christen in den ländlichen Region zwar noch die Mehrheit stellen, aber zugleich radikal von demographischen Wandel betroffen sind.

Kirche auf dem Land, Kirche in der Stadt. Schnell hört man darin Vorurteile, weil der Begriff der Provinz immer noch negativ anklingt, dabei steckt er doch voller Stärken. Der Gegensatz oder besser das Wechselspiel von Stadt und Land befruchtet nicht nur unsere Landeskirche, sie ist insgesamt eine große Anfrage an unser Land.

Große Städte und winzigste Dörfer in wunderbarer landschaftlicher Umgebung liegen in unserer Landeskirche direkt nebeneinander. Größte städtische Verdichtung, und hierzu muss man auch die Städte zählen, die nicht in unserer Landeskirche liegen, Hamburg und Bremen, und daneben beinahe entvölkerte Gebiete, (Wittingen mit 32 Einwohnern auf einem qkm), die statistisch als fast unbewohnt gelten. Was so klar getrennt zwischen Stadt und Land beschrieben worden ist, verbindet sich dennoch ganz eng.

Interessant übrigens auch ein Blick zurück. In unserer Landeskirche gab es bis 1875 niemanden, der in einer Großstadt lebte. Denn erst 1875 überschritt die Einwohnerzahl einer Stadt die 100.000- Schwelle. Zu dem Zeitpunkt lebten in Aurich gut 4500 Bewohnerinnen und Bewohner. In Osnabrück wurde die 100.000- Schwelle erst 1940 geknackt. Und in einer Zählung aus dem Jahr 1910 lebten in Niedersachsen gut 800.000 Menschen in Städten und Gemeinden mit mehr als 20.000 Einwohnern. Jedoch mehr als 3,7 Millionen Menschen in Gemeinden mit weniger als 20.000 Einwohnern. Im Auricher Regierungsbezirk lebten 1910 273.000 Einwohner.

Heute lebt etwa 85% der Bevölkerung in Klein-, Mittel- und Großstädten, 40% aller Arbeitsplätze sind in Großstädten. Insgesamt haben nur 27% der Bevölkerung in Deutschland ihren Wohnort außerhalb einer (Groß-)Stadtregion – 10% in Landgemeinden, 8% in Kleinstädten, 9% in Mittelstädten. ¹ Zahlen für Deutschland: Nur 5,2 Millionen Menschen (6,4 %) leben in Gemeinden unter 2.000 Einwohnern und 28 Millionen in Gemeinden zwischen 20.000 und 2.000 Einwohnern. Und die Mehrheit 47,7 Millionen, also 58 %, in Gemeinden mit mehr als 20.000 Einwohnern. Eine Zahl zur Einwohnerschaft sei noch hinzugefügt. Während 1905 fast 75 % der Bevölkerung im Auricher Regierungsbezirk in ihrem Geburtsort oder ihrem Heimatkreis lebten, sind durch die Zuwanderung nach dem zweiten Weltkrieg und die Zuwanderung von Menschen aus den GUS-Staaten die Zahlen heute vollständig anders. Das Wachstum Aurichs in den 90er Jahren ist gerade durch Russlanddeutsche Zuwanderer mitbestimmt. Aurich ist heute die zweitgrößte Stadt Ostfrieslands mit 40.416 Einwohnern. Die heimliche Hauptstadt Ostfrieslands.

Deshalb darf man, wenn es um *Kirche in guter Nachbarschaft – Kirche auf dem Lande* geht, sich nicht verleiten lassen, nur über die Präsenz von Kirche in kleineren Dörfern sprechen, sondern man muss auch über das Miteinander von Stadt und Land reden. Mit fünf Regionen und mit über 30 Kirchengemeinden spielt das Miteinander von Stadt und Land im Kirchenkreis Aurich eine wichtige Rolle.

„Stadtluft macht frei!“ - in diesem geflügelten Wort bündelt sich die Attraktivität der Stadt. Ursprünglich war die Freiheit, die die Stadt gewährte, ganz konkret: Leibeigene konnten – nach

¹ BBSR (Bundesinstitut für Bau-, Stadt und Raumforschung) 2010b: Landleben-Landlust? Wie Menschen in Kleinstädten und landgemeinden über ihr Lebensumfeld urteilen, BBSR-Bericht KOMPAKT, Ausgabe 10/2010. Nach: epd-Dokumentation Kirche im Aufbruch „Auf dem Land daheim“.

einjährigem Aufenthalt in der Stadt und wenn sie sich in dieser Zeit nichts hatten zuschulden kommen lassen – ihr Bürgerrecht als Freie zurück erlangen. Die Stadtbevölkerung unterschied sich von der Landbevölkerung dadurch, dass sie sich nicht Tag für Tag der unkultivierten Natur in harter körperlicher Arbeit das tägliche Brot abringen musste.

Zur Stadt gehört von Anfang an die Begegnung mit dem Fremden. Dies ist geradezu ein Definitionsmerkmal von Stadt: „Stadt ist der Ort, wo Fremde wohnen.“² Gerade wenn man die Zuwanderungen in den vergangenen zwei Jahrzehnten in Aurich anschaut, gibt es hier eine andere Situation als in den Dörfern. Die Stadtkultur ist, ihrer Idee wie ihrer Praxis nach, ein entscheidender Schritt. Die Stadt ist geprägt von den Lebenszusammenhängen eines geregelten Nebeneinanders von einander Fremden, die einander zumeist fremd bleiben. Städte sind Lebensorte einer Gemeinschaft, die unterschiedliche Herkunft und verschiedene Denkweisen in sich vereinigt und so ausgleicht, dass die Interessen miteinander vereinbar werden. Die Integration des Fremden ist die Utopie der Stadt. Fast 90 Prozent aller Menschen in Deutschland leben in Städten. Aber das Wort: Dass die Kirche im Dorf bleiben soll stimmt deshalb trotzdem noch. Denn sie meint nichts anderes, dass Menschen in ihrem sozialen Nahbereich mit der Kirche rechnen können, ganz egal ob in urbanen Ballungsräumen oder in einem kleinen Dorf.

Die **Arbeit der Kirche in der Stadt wie auf dem Land** beginnt mit der Einsicht: Es gibt kein generelles Rezept für kirchliches Handeln. Die Bedingungen in Aurich sind andere als in Aalen, in Riepe andere als in Rickling, in Westersander andere als in Wietzen. Gemeinsam ist ihnen aber allen, dass die klassische Parochie, also das ursprüngliche dörfliche Modell mit einer Versorgung durch einen Pastor oder eine Pastorin mit dem gesamten kirchlichen Angebot ergänzungsbedürftig ist. Die Stärke der Kirche auf dem Land ist ihre Verwurzelung im Nahbereich. Kein anderes Netzwerk, das sich den Menschen im Nahbereich so unmittelbar zuwendet, ist so eng geknüpft wie die Parochien der Kirche. Das ist ihre Stärke und Schwäche zugleich. Schon Ernst Lange hat darauf hingewiesen, dass „wesentliche Lebensfunktionen des einzelnen und der Gesellschaft... völlig außerhalb der Reichweite der alten ortsgemeindlichen Institutionen und Wirkweisen“ liegen. Für die Stadt bedeutet das: Städter leben – mit Ausnahme der ganz Kleinen und ganz Alten – in vielfälti-

² Vgl. Walter Siebel, Die Stadt und die Fremden, in: J. Brech u. L. Vanhue (Hg.), Stadt im Wandel (1997), S. 33 ff; vgl. auch Hans Werner Dannowski, „Suchet der Stadt Bestes“. Die gegenwärtigen Herausforderungen der Stadt und der Auftrag der Kirche, in: Kirchenamt der EKD (Hg.), Internationale Citykirchenkonferenz vom 8.-10. Mai 2005 in Berlin. Bericht und Dokumentation (2006)

gen Bezügen, die nicht nur im unmittelbaren Wohnumfeld bestehen. Sie sind in ihrem alltäglichen Leben schon allein räumlich verschieden orientiert. Quartiere, Milieus, Szenen und Netzwerke greifen über den Rahmen der klassischen Parochie hinaus, und Menschen suchen sich je nach Anlass und Ziel ihre Bezugspunkte und Orte. Wenn man auf die Ausweitung Aurichs schaut, erkennt man schnell, wie diese Stadt in 100 Jahren ihre Bevölkerung verzehnfacht hat. Das bedeutete eben auch für die Kirche neue Herausforderungen. Zugleich lesen wir in einer Studie über die Kirchenmitgliedschaft, die fast 100 Jahre alt ist, von 1917, für den abnehmenden Gottesdienstbesuch und die geringere Kirchlichkeit Folgendes: „ Die Gründe liegen ... In dem stetigen Fortschritt des Kapitalismus, der einerseits die körperlichen und geistigen Kräfte derartig anspannt, dass dem dadurch hervorgerufenen Ruhebedürfnis selbst die Teilnahme am sonntäglichen Gottesdienst als zu starke Anstrengung erscheint, andererseits den Wohlstand mehrt und ein verflachendes Genußleben begünstigt....“ E.Rolffs, S.191)

In vielen Städten ist der evangelischen Kirche mit der Entwicklung stadtkirchlicher Arbeit eine Ergänzung zur Parochie gelungen, die nicht einen Wohnortbezirk im Blick hat, sondern beispielhaft für das ganze städtische Gemeinwesen arbeitet. Diese Kirchenarbeit gehört mit zu den neueren Arbeitsbereichen, die sich in den letzten Jahrzehnten innerhalb der Kirchen entwickelt haben. Mit dem Blick, den ich bei meinen Besuchen sowohl beim Niedersachsentag 2011 und dem Ostfriesischen Kirchentag 2012 hier in Aurich gemacht habe, ist diese Profilierung auch in der Vielfalt der Konfessionen in Aurich gut gelungen. Mit dem Anspruch, die gesamte Stadt im Blick zu haben, zeigt die Lamperti-Kirche ihre Bedeutung in der Mitte der Stadt. Dort sind die Stadtkirchen errichtet worden vor Jahrhunderten, um der Stadt eine Seele zu geben und zu zeigen, dieser Ort vertraut nicht allein auf Menschenwerk, sondern auf Gott.

Und auf dem Land?

Ich reise durch das Land. Rede mit Landfrauenverbänden, Vertretern der Landwirtschaftskammer, Bürgermeistern, Landräten und Vereinsvertretern. Mit Polizei, Feuerwehr, Geschäftsführern aus Hilfseinrichtungen und Vorständen aus Wirtschaftsverbänden und spreche viel mit Superintendenten, Pastorinnen und Pastoren die im ländlichen Raum tätig sind. Besuche Bauernhöfe, die oftmals kleine mittelständische Unternehmen sind, durchstreife Straßen und Marktplätze in Hertzberg und Dahlenburg oder Diepholz, stoppe in Sülze, Rosenthal und Helmstorf. Spaziere auf

Spiekeroog oder radle im Amt Neuhaus auf dem Deich an der Elbe. Und neben all den Ähnlichkeiten zwischen einer städtischen und dörflichen Lebensweise sind und bleiben diese Lebensräume eben doch grundverschieden. Rein numerisch hat der ländliche Raum ein großes Gewicht: Gut die Hälfte der Bevölkerung und 90 Prozent der Fläche Deutschlands gehören zum ländlichen Raum, eben auch, wenn Sie in Städten leben, in Städten mit fünf, zehn oder fünfzehntausend Einwohnern. Dennoch spielt der ländliche Raum im öffentlichen Bewusstsein eine geringere Rolle, als ihm eigentlich zusteht. Wir denken in der Öffentlichkeit, vor allem in der bundesweiten Öffentlichkeit das Land von der Stadt aus.

Der Hauptstrom der Meinungsbildung in unserer Gesellschaft geht von den Zentren der Medien, der Politik, Wissenschaften und (Hoch-)Kultur aus, die nun einmal in den großen Städten geschieht. Die Perspektive auf das Dorf ist in der Regel eine Fernsicht. Die politische, wissenschaftliche und mediale Behandlung. So – ich gestehe es – war auch meine Sicht bisher. Eine Fernsicht, die zumeist von Klischees und Vorurteilen bestimmt ist oder sich aus dem Idyll des Urlaubs als touristische Perspektive verkleidet.

Dazu gehört auch wahrzunehmen, dass schon die Rede von „dem Land“ im Singular eine Verkürzung darstellt. Die EKD spricht dementsprechend in ihrem Papier zur Frage der Entwicklungsmöglichkeiten von der Kirche auf dem Lande von „ländlichen Räumen“ im Plural. Und unterscheidet dabei sieben Typen von ländlichen Räumen, die von sehr unterschiedlicher Struktur sind und insofern auch verschiedene Strategien benötigen.³

Ich lese seit meinem Dienstantritt neben vielen anderen Zeitschriften auch die Zeitschrift **Land und Forst**, um einmal wöchentlich, zumindest im rasanten Überblick, Informationen zu bekommen über die Lage in der Landwirtschaft in Niedersachsen. Ich gehe davon aus, dass nicht alle hier auch Abonnenten der Zeitschrift sind. Diese Zeitschrift ist kein Kioskblatt, wie sie seit einigen Jahren boomen und sich erfolgreich verkaufen unter dem Titel „Landlust“, „Mein schönes Land“, „Land Idee“. Diese populären Blätter haben im 4. Quartal 2010 weit mehr als 1 Million Exemplare zusammen verkauft. Mit tollen Tipps, wie man Pflaumen einkocht und Filzpullis macht, Obst-

³ Vgl. EKD-Text 87, Wandeln und gestalten. Missionarische Chancen und Aufgaben der evangelischen Kirche in ländlichen Räumen, Hannover 2007.



spaliere als Wandschmuck dekoriert und für Kinder ein Kartoffelfeuer entfacht. Dieses sind – so erkennt man an den Verkaufszahlen - hochattraktive Medien, um die Idylle des ländlichen Lebens zu befördern. Ob diese Zeitschriften wirklich so viel mit dem Leben auf dem Land zu tun haben, wie ich es bisher gesehen habe, ich glaube nicht. Dort werden Bilder eines harmonischen Naturverhältnisses transportiert, damit man im Loft am Prenzlauer Berg mit Blick über die Innenstadt von Berlin sich eben besonders naturverbunden geben kann, wie die Bäuerin im Wendland; großer Unfug! Die Zeitschrift „Land und Forst“ dagegen ist ein Fachblatt und bietet umfangreiche Informationen von der Ems bis zur Elbe, von der Küste bis zum Harzrand über Niedersachsens Landwirtschaft und Landleben. Es gibt mir einen kleinen Hintergrund zur landwirtschaftlichen Entwicklung, zur Getreide oder Milchpreisgestaltung, über Viehzählungen in Niedersachsen, Agrartechnologie, auch Pro – und Contra zu genveränderten Nahrungsmitteln sowie den Veränderungen in der Biogasanlagen-Wirtschaft durch Veränderungen in der EEG-Novelle.

Alles das sind für mich Neuigkeiten. Aber eben Neuigkeiten, von denen ich weiß, dass sie das Leben von vielen Menschen intensiv berühren. Sie bestimmen ihre Arbeit, ihre wirtschaftliche Entwicklung und haben zum Teil auch erhebliche Auswirkungen auf die Entwicklung der Kulturlandschaft. Sie sind mitbestimmend für die soziale Situation in ländlichen Bereichen. Als ich jüngst mehrere Dorf-Bürgermeister nach den wichtigsten Konfliktlinien in der dörflichen Gemeinschaft fragte, war die Antwort fast gleichlautend: Die Pachtpreise und die Auswirkungen auf das Mit- oder besser Gegeneinander der Landwirte. Dennoch ist klar, dass fast 2800 Beschäftigte bei enercon und anderen größeren industriellen oder Dienstleistungsunternehmen nicht alle wohnhaft in Aurich sind, sondern sich auch „im Land“ verteilen.

Wenn ich durch Niedersachsen reise, erkenne ich besonders in ländlichen Regionen einen Zusammenhang zwischen Armut und Demographie. Armut auf dem Land ist versteckt, so hat die Befragung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD gezeigt: „Nähe, die beschämt. Armut auf dem Land“ ist der Titel der Studie, die 2010 veröffentlicht wurde. „Ende der Idylle“ lautete der Kommentar von Pastor Karl-Heinz Friebe vom Kirchlichen Dienst auf dem Land im HkD zu den Ergebnissen. Die Studie zeigt, wie sehr sich Menschen ihrer Armut schämen und wie sehr dabei die soziale Kontrolle der dörflichen Situation als belastend erlebt wird. Menschen in Armutssituationen im dörflichen Kontext können nicht in der Anonymität untergehen wie in der Stadt, sie versuchen, ihren Mangel verborgen zu halten - verzichten auch eher auf die Inanspruchnahme von Sozialleistungen - und verbergen sich dabei oft selbst, so die Studie. Die Einsamkeit ist Folge des Stigmas: Über Armut wird nicht gesprochen, sie wird negiert und erscheint

als selbstverschuldet. Arme fühlen sich ausgegrenzt aus der Dorfgemeinschaft. Was also nicht nur Teil einer weichgezeichneten Idylle ist, sondern Ausdruck eines lebendigen, funktionierenden dörflichen Gemeinwesens: Man kennt sich, man weiß um einander – das sorgt für die Dorfgemeinschaft, aber es kann manchmal auch zu Ausgrenzungen führen.

Zugleich bietet die ländliche Struktur auch Schutz: Übersichtlicher als in der Stadt ist das Leben, und weniger von den Kategorien des Konsums geprägt. Es funktionieren selbstverständlich nachbarschaftliche Netze, die es im städtischen Leben nicht mehr gibt. Eine Mitarbeiterin, die bei mir in der Bischofskanzlei arbeitet, erzählte mir ein Ereignis aus der letzten Woche. Sie fuhr am späten Abend. Um ihre Tochter von der Schwimmhalle abzuholen einen Feldweg entlang. Es hatte geschneit, sie blieb in einer Schneewehe hängen. Sie lebt in einem Dorf, 15 Kilometer südlich von Hannover. Als sie sich selbst aus dieser Lage nicht befreien konnte, rief sie ihre Tochter an. So machten sich eine Schar Jugendlicher von der Schwimmhalle auf und wanderten zur Mutter, um sie aus der Schneewehe zu schieben - vergeblich. Da half nur ein Trecker. Also die Landwirte der Umgebung anrufen. Der eine war beim Jagdhornblasen und nicht erreichbar, der zweite auf der Grünen Woche und der dritte in der Sauna. Als er von dem Unglück hörte, war er wenig später mit dem Traktor da und schleppte den Wagen heraus. Nachbarschaftliche Hilfe. Hier durch alle Generationen. Zuerst helfen die Jugendlichen, dann die Landwirte. Pragmatisch, selbstverständlich. Und vermutlich wird sie noch mindestens drei Jahre lang, wenn die ersten Schneeflocken fallen, die spöttischen Mahnungen ihrer Nachbarn hören: „Fahr besser nicht mehr den Feldweg.“ Oftmals funktioniert gerade in Dörfern solche nachbarschaftliche Hilfe noch, wo man im städtischen Hochhaus mit 60 Mietpartien für den Urlaub schon Schwierigkeiten hat, eine Hilfe fürs Blumengießen in der eigenen Wohnung zu finden.

Als Kirche sind wir auf dem Land in besonderer Weise angefragt. Es verbinden sich die Fragen nach unserem Umgang mit den Folgen des demographischen Wandels und nach unserer Haltung zur Armut auf dem Land. Oft sind die Kirchengemeinden die einzigen Orte, an denen Menschen ohne die alltäglichen „Insignien der Macht“, wie es eine Landpastorin nennt, ohne Kostenaufwand teilhaben können an Gemeinschaft und sinnstiftender Verbundenheit. Viel mehr als die Orte sind es aber die Menschen – Pastorinnen und Pastoren, hauptberuflich und ehrenamtlich Mitarbeitende, die auf Menschen zugehen. Sie sind oftmals Teil des nachbarschaftlichen Netz-

werkes. Dass die Funktion von Pastorinnen und Pastoren auf dem Land noch einen höheren Stellenwert hat, scheint dabei hilfreich zu sein – im Sinne einer gesellschaftlichen Aufwertung, wenn der Pastor, die Pastorin zu Besuch kommt, auf der Straße zum Gespräch stehen bleibt. Und zugleich wissen wir, wie sehr gerade dies angesichts der Stellenplanung und auch der Situation unseres theologischen Nachwuchses schwierig geworden ist und in Frage steht.

Wie kann es gelingen, in sich bevölkerungsmäßig weiter ausdünnenden ländlichen Regionen als Kirche nah bei den Menschen zu sein und gerade für die da zu sein, denen das Evangelium in besonderer Weise gilt? An dieser Frage werden wir als Kirche unseren prophetischen Auftrag und das Wahrnehmen unserer gesellschaftlichen Verantwortung im Blick auf den ländlichen Raum messen lassen müssen.

Ganz konkret haben wir immer noch mehr als genug geistliche Räume auf dem Land: Kirchbauten, die die Kirche im Dorf markieren. So sehr, wie Gemeinschaft durch Menschen gelebt und repräsentiert wird, so sehr wir als Christinnen und Christen in einer Tradition von Wandernden stehen, der Ewigkeit auf der Spur – so sehr ist der Wunsch danach deutlich, über mein eigenes Leben hinaus Gott einen Raum in dieser Welt zu geben. Im Bau von Kirchen geben wir Gott symbolisch einen besonderen Ort in dieser Welt. Und vielleicht hebt sich darin auch die große Sehnsucht auf, dass wir an den Kirchenorten, die uns lieb sind, nicht nur unsere Erinnerung aufbewahren wollen, sondern dass wir auch Gott festhalten möchten.

Darum höre ich den Wunsch, dass die Kirche im Dorf bleiben soll, sehr aufmerksam. Es ist ein Trost, dass die Kirchbauten deutliche Zeichen einer christlich geprägten Gesellschaft sind. Sie werden es bleiben. Und wir werden alles für uns Mögliche tun, um diese Zeichen als Erinnerungs- und Gemeinschaftsorte im Land zu erhalten.

Und zugleich gilt: Das Christentum ist keine Orts- und keine Gebäudereligion. Nur wenn das Dorf in der Kirche bleibt, bleibt die Kirche auch im Dorf. Wer will, dass das Christentum sichtbar lokal präsent bleibt im Ort, der muss, ganz egal, wie nah er zur Kirche steht, sich auch dafür einsetzen.

Die Organisation kirchlicher Arbeit auf dem Lande steht dabei vor besonderen Herausforderungen. Sowohl die Ausdünnung der Flächen, die immer größer werdende Seelsorgebezirke nach sich zieht, wie der zu erwartende eklatante Pastoren- und Pastorinnenmangel zwingen darüber nachzudenken, wie die Arbeit in der Fläche noch bewältigt werden kann.

Zwei Einsichten sind dabei für mich leitend. Zum einen kann es nicht sein, dass wir uns aus der Fläche zurückziehen. Zum anderen – und das hängt unmittelbar mit dem ersten zusammen – kann es dann aber auch nicht sein, dass alles an allen Orten angeboten wird. Die Überlegungen vom EKD-Text „Wandeln und gestalten“ (s. Anm. 6) gehen hier m.E. in die richtige Richtung.

Freilich gibt es auch hier keine Patentrezepte. Was konkret zu leisten ist und wie die Arbeit organisiert werden kann, dass sie für alle zu leisten ist, können Sie nur hier auf Kirchenkreisebene als Pfarrkonvent miteinander lösen, weil nur Sie Ihre Situation vor Ort kennen. Folgendes scheint mir aber aufgrund der Entwicklung unabdingbar zu sein:

1. Es kann nicht mehr alles an allen Orten angeboten werden. Das wird zunehmend über unsere, sprich Ihre, Kräfte gehen.
2. D.h. es muss regionale Absprachen geben, welche Gemeinde wofür zuständig ist. Beispiele solche Absprachen gibt es schon: etwa in Leine-Solling, wo die Jugendarbeit auf drei Zentren im Kirchenkreis verteilt ist und nicht mehr in der Verantwortung jeder einzelnen Gemeinde liegt. Andere Absprachen, die denkbar sind: Arbeit mit Senioren, mit Kindern etc.
3. Das heißt, dass die Ebene des Kirchenkreises bzw. des Pfarrkonventes wichtiger wird. Nicht mehr jeder macht bei sich alles, sondern Sie stimmen sich über Arbeitsvollzüge innerhalb der Gemeinden ab.
4. Das Ehrenamt wird noch weiter aufgewertet. Viele Tätigkeiten werden von Ehrenamtlichen getragen werden. Wichtig dabei: sie dürfen keine Lückenfüllerfunktion bekommen. Die neuen Konzepte von Freiwilligenarbeit zeigen hier den Weg zu selbstbewusster und selbst verantworteter ehrenamtlicher Arbeit, die dann als solche Ausdruck des Priestertums aller Gläubigen sein kann.
5. Diese Maßnahmen zusammen werden m.E. die Möglichkeit schaffen, auch unter schwieriger werdenden Bedingungen ausstrahlungskräftige Räume der Kirche zu öffnen.



Von landeskirchlicher Seite stehen wir vor der Herausforderung, gute Rahmenbedingungen für Ihre Arbeit zu schaffen. Die Pastorinnen und Pastoren auf dem Lande haben immer noch eine besondere Stellung. Diese gilt es zu nutzen. Weniger im „alles selber machen“ als vielmehr darin: Kräfte auf den Dörfern in Zusammenarbeit mit den Vereinen zu bündeln. Denn als Kirche sind wir mit unseren Problemen in den ländlichen Regionen nicht allein, sondern haben dieselben Probleme wie die Vereine auf dem Lande. Das wahrzunehmen ist eine besondere Chance der Kirche, der hier eine besondere Fähigkeit zur Integration der Menschen in den Dörfern zukommt. Die Kirche ist oft auf dem Lande der entscheidende Kulturfaktor. Diese Stellung gilt es zu nutzen.

Schlussgedanken

Bei allem, was wir tun, dürfen wir nicht vergessen: die Kirche ist nicht um ihrer selbst willen da, sondern immer bezogen auf Gott selbst und seine Zukunft für diese Welt. Ihm sollen wir Raum geben, und er wird uns Raum schaffen. *Diese* Sehnsucht und Hoffnung wachzuhalten ist der Auftrag der Kirche in Stadt und Land. Das wird je unterschiedliche Gestalt gewinnen, den Lebensbedingungen, der Nähe und Anonymität, der Fremdheit und Vertrautheit der Lebensräume entsprechend. Und wird zugleich verbunden sein mit dem widerständigen Mut, etwas auszuprobieren, das noch nicht da war; die geprägten Strukturen zu durchbrechen und in der Freiheit von Christenmenschen Räume der Hoffnung zu gestalten, in Stadt und Land.